

HEYNE <

Zum Buch

Faszinierender Familienroman und Zeitpanorama in einem: Der Wapshot-Skandal ist eine tragikomische Hommage an den American Dream.

»Der Wapshot-Skandal ist einer der flüssigsten, fesselndsten Romane der letzten fünfzig Jahre und stellt Cheevers unglaublich tiefes Gefühl für das Menschentier unter Beweis.« *Dave Eggers*

»John Cheevers Figuren eignet eine Art Grazie im Scheitern wie im Weitermachen, die vielleicht die schönste Form des ›American Dream‹ verkörpert.« *Neue Zürcher Zeitung*

»Es fiel schwer, einen Autor zu finden, der so zärtlich mit seinen Figuren umgeht wie Cheever mit den seinen.«
Süddeutsche Zeitung

»Große amerikanische Autoren wie John Updike, Jonathan Franzen oder T.C. Boyle wurden nicht müde, ihren Kollegen Cheever in den höchsten Tönen zu loben.« *Die Welt*

Zum Autor

John Cheever (1912 geboren in Quincy, Massachusetts; gestorben 1982) gilt als einer der Innovatoren der amerikanischen Erzählkunst. Im flimmernden Wechsel zwischen Parodie, Satire und scheinbar treuherzig-naivem Bericht vom Tun und Lassen der Ostküstenelite hat er einen Schatz an Romanen und Stories hinterlassen, der in deutscher Sprache nie angemessen erschlossen worden ist. Thomas Gunkels Übersetzung der Wapshot-Chronik füllt eine bislang weiße Stelle auf der Karte der modernen Weltliteratur.

Lieferbare Titel

Die Geschichte der Wapshots

JOHN CHEEVER

DER WAPSHOT SKANDAL

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Gunkel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE WAPSHOT SCANDAL
erschien bei Harper and Row Publishers



FSC

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2009
Copyright © 1959, 1961, 1962, 1963, 1964 by John Cheever
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe
by DuMont Buchverlag, Köln
Copyright © 2009 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2003 des Nachworts Dave Eggers
Printed in Germany 2009
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40579-0

www.heyne.de

Für W. M.

Alle in diesem Werk vorkommenden Figuren und viele der naturwissenschaftlichen Angaben sind frei erfunden.

I

Am Heiligabend um Viertel nach vier begann es in St. Botolphs zu schneien. Mr. Jowett, der alte Bahnhofsvorsteher, begab sich mit seiner Laterne auf den Bahnsteig und hielt sie hoch. Im Lichtschein glänzten die flüchtigen Flocken wie Eisenspäne. Das Schneegestöber hatte etwas Belebendes, Erfrischendes, und beseelt schaute Mr. Jowett aus dem Panzer seiner Sorgen und Verdauungsbeschwerden hervor. Der Nachmittagszug hatte bereits eine Stunde Verspätung, und der Schnee (dessen Weiß anscheinend zu unseren Träumen gehört, da es uns ständig begleitet) wirbelte so heftig und reichlich herab, dass es aussah, als hätte sich der Ort vom Planeten gelöst und stemmte seine Dächer und Kirchtürme in den Himmel. An der Telegraphenleitung hingen die Überreste eines Kinderdrachens und erinnerten an den Wechsel der Jahreszeiten. »Oh, who put the overalls in Mrs. Murphy's chowder?«, sang Mr. Jowett aus vollem Halse, obwohl er wusste, dass es weder zu Weihnachten noch zur Würde eines Bahnhofsvorstehers passte, des Hüters der wahren, uralten Grenze der Stadt, ihres Herkulestors.

Als er um die Ecke des Bahnhofsgebäudes bog, sah er die Lichter des Viaduct House, wo sich im selben Augenblick ein einsamer Handlungsreisender über einen Versandkatalog beugte, um das Bild eines hübschen Mädchens zu küssen. Der Kuss schmeckte leicht nach Druckerschwärze. Hinter dem Viaduct House waren die geradlinig aufgereihten Laternen des Stadtparks zu sehen, doch der Ort selbst war kreisförmig angelegt und fügte sich weder der Hauptstraße, die sich meerwärts nach Travertine schlängelte, noch der Eisenbahnlinie oder auch nur der Biegung des Flusses, sondern einzig den Bedürfnissen der Einwohnerschaft, da auf diese Weise

der Park bequem zu Fuß zu erreichen war. Dadurch hatte St. Botolphs die Form einer antiken Stadt, und wer es an einem klareren Tag aus der Luft betrachtete, hätte meinen können, er befinde sich in Etrurien. Mr. Jowett konnte in die Fenster der gegenüber vom Viaduct House über dem Laden des Schiffsausstatters gelegenen Wohnung der Familie Hastings blicken, wo Mr. Hastings gerade den Weihnachtsbaum schmückte. Er stand auf einer Leiter, und seine Frau und die Kinder reichten ihm den Weihnachsschmuck und sagten, wo er ihn hinhängen solle. Doch plötzlich bückte er sich und gab seiner Frau einen Kuss. Das ist die Summe der Gefühle, die der Feiertag und der Schneesturm in ihm geweckt haben, dachte Mr. Jowett voller Freude. In den Läden und Häusern, überall schienen die Menschen glücklich zu sein. Tray, der alte Köter, trottete froh auf der Straße nach Hause, und Mr. Jowett dachte liebevoll an die Hunde von St. Botolphs. Es gab kluge Hunde, dumme Hunde, blutrünstige und diebische Hunde, und wenn sie Wäscheleinen plünderten, Mülleimer umstießen, den Briefträger bissen oder den Schlaf der Gerechten störten, glichen sie Diplomaten und Abgesandten. Mit ihren Possen schienen sie den Ort zusammenzuhalten.

Die letzten Einkaufenden gingen nach Hause, mit einem Paar Fausthandschuhen für den Müllmann, einer Brosche für Großmutter oder einem mit Sägemehl ausgestopften Teddybär für die kleine Abigail. Wie der alte Tray gingen alle nach Hause, und alle hatten ein Zuhause, wo sie erwartet wurden. Nirgends ist es so schön wie hier, dachte Mr. Jowett. Trotz seines Freifahrtscheins hatte er sich nie danach gesehnt zu verreisen. Er wusste, in dieser Stadt gab es wie überall Rohlinge und zänkische Weiber, Diebe und Perverse, aber auch wenn man wie in allen anderen Städten versuchte, den Schleier der Wohlanständigkeit darüberzubreiten, geschah das nicht aus Heuchelei, sondern aus Hoffnung. Um diese Uhrzeit schmück-

ten die meisten Einwohner ihre Weihnachtsbäume. Bestimmt war es noch keinem der Einheimischen in den Sinn gekommen, dass der Brauch, zur Wintersonnenwende einen grünen Baum ins Haus zu holen, auf die Druiden zurückgeht, dennoch brachten sie (zu der Zeit, von der ich schreibe) den ausgewählten Bäumen unwillkürlich mehr Achtung entgegen als heutzutage. Wenn die Bäume nicht mehr gebraucht wurden, wurden sie nicht in den Mülleimer gesteckt oder, bedeckt mit ein paar Strähnen Engelshaar, neben den Bahngleisen in den Straßengraben geworfen. Die Männer und Jungen verbrannten sie feierlich hinten im Garten und bestaunten die lodernnden Flammen und den angenehm duftenden Rauch. Anders als heute hätte damals keiner gesagt, der Baum der Tremaines sei spindeldürr, der von den Wapshots habe in der Mitte eine kahle Stelle, der von den Hastings sei viel zu klein, und die Guilfoyles steckten bestimmt in Geldschwierigkeiten, denn sie hätten für ihren Baum nur fünfzig Cent ausgegeben. Eine schicke Beleuchtung, Konkurrenzdenken und die Missachtung der dazugehörigen Symbole, all das sollte noch kommen, aber erst später. Zu der Zeit, von der ich schreibe, war die Beleuchtung noch spärlich und schlicht, und der Weihnachtsschmuck hatte wie das Tafelsilber großen Erinnerungswert. Man ging ehrfurchtsvoll damit um, als würde man die Gebeine der Vorfahren zählen. Natürlich war alles schadhaf – den Vögeln fehlten die Schwänze, den Glöckchen die Klöppel und den Engeln mitunter die Flügel. Die Leute, die sich der Zeremonie des Baumschmückens widmeten, waren konservativ gekleidet. Die Männer trugen Hosen und die Frauen Röcke, abgesehen von der verwitweten Mrs. Wilston und Alby Hooper, einem Zimmermann, der auf Wanderschaft war. Diese beiden tranken seit zwei Tagen Bourbon und trugen überhaupt nichts.

Auf dem zugefrorenen Teich – dem Parson's Pond am Nordrand der Stadt – mühten sich zwei Jungen ab, das Eis schneefrei zu hal-

ten, damit sie am nächsten Morgen dort Hockey spielen konnten. Sie liefen auf Schlittschuhen über den Teich und schoben eine Kohlenschaufel vor sich her. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen, und obwohl das beiden klar war, glitten sie dennoch mit unerklärlichem Eifer hin und her, auf das tosende Wehr zu und wieder in die entgegengesetzte Richtung. Als der Schnee zum Eislaufen zu hoch war, lehnten sie ihre Schaufeln an eine Kiefer, setzten sich unter den Baum und schnürten die Schlittschuhe auf.

»Weißt du, Terry, du fehlst mir, wenn du im Internat bist.«

»Im Internat halst man mir so viel Arbeit auf, dass ich gar keine Zeit hab, an so was zu denken.«

»Was rauchen?«

»Nein, danke.«

Der erste Junge zog einen Beutel voll Sassafraswurzel aus der Tasche, die er in einem sauberen Bleistiftspitzer zerkleinert hatte, schüttete etwas davon auf ein Blatt raues gelbes Toilettenpapier und drehte eine lockere Zigarette, die wie eine Fackel aufflammte, sein schmales, einen Augenblick weltmännisch wirkendes Gesicht beleuchtete und Glutfunken über seine Hose sprühte. Bei jedem Zug an der Zigarette konnte er ihre Bestandteile unterscheiden: den rohen Gasgeschmack brennenden Toilettenpapiers und den süßen Sassafras. Wenn der Rauch in seine Lunge drang, erschauerte er, und doch verspürte er dabei so etwas wie Weisheit und Macht. Als sie die Schlittschuhe ausgezogen hatten und das Feuer in der Zigarette erloschen war, machten sie sich auf den Heimweg. Das erste Haus, an dem sie vorbeikamen, gehörte den Ryders und war in St. Botolphs berühmt, weil dort seit undenklichen Zeiten die Tür zum Wohnzimmer verschlossen war und der Blick ins Fenster durch die herabgelassenen Jalousien versperrt wurde. Was hielten die Ryders in ihrem Wohnzimmer versteckt? Es gab in der ganzen Stadt keinen Menschen, der sich das noch nicht gefragt hatte. Befand sich

dort eine Leiche, ein Perpetuum mobile, eine Sammlung von Möbeln aus dem achtzehnten Jahrhundert, ein heidnischer Altar oder ein Laboratorium für teuflische Experimente an Hunden und Katzen? Die Leute hatten sich mit den Ryders angefreundet, in der Hoffnung, einmal ihr Wohnzimmer betreten zu können, doch keinem Einzigen war es gelungen. Die Ryders, eine sonderbare, aber eigentlich nicht unfreundliche Familie, schmückten gerade im Esszimmer, wo sie sich meistens aufhielten, ihren Baum. Neben den Ryders wohnten die Tremaines, und als die beiden Jungen dort vorbeigingen, sahen sie etwas Gelbes schimmern – Kupfer oder Messing –, was auf die Farbenpracht im Innern des Hauses hindeutete. Als junger Mann hatte Dr. Tremaine auf einer Reise durch Persien den Schah von Furunkeln befreit und war dafür mit Teppichen entlohnt worden. Die Tremaines hatten Teppiche auf den Tischen, auf dem Klavier, an den Wänden und auf dem Fußboden, und man konnte deren leuchtende Farben durch die Fenster sehen. Plötzlich schien für einen der Jungen – den Raucher – die bittere Kälte mit den warmen Farben im Haus der Tremaines zu verschmelzen. Das glich einer Entdeckung und war so aufregend, dass er zu laufen begann. Sein Freund trabte neben ihm her bis zur Straßenecke, wo sie die Glocken der Christ Church hörten.

Der Pfarrer wollte gerade die Weihnachtssänger segnen, die in seinem Wohnzimmer versammelt waren. Ihre nasse Kleidung verströmte einen auffallend muffigen Geruch. Das Zimmer war ordentlich, sauber und warm, und bevor sie in ihren schneebedeckten Sachen hereingekommen waren, hatte dort ein frischer Duft geherrscht. Sie wussten, dass Mr. Applegate eigenhändig saubergemacht hatte, denn er war unverheiratet und beschäftigte keine Haushälterin. In seinem Sanktuarium duldet er keine Frauen. Er war groß gewachsen, und seine Wirbelsäule wies eine erstaunliche, irgendwie elegante Krümmung auf, hervorgerufen durch einen

stattlichen Bauch, den er zufrieden vor sich hertrug, als wäre er voller Geld und Wertpapiere. Manchmal tätschelte er sich den Wanst – seinen Stolz, seinen Freund, seinen Trost, seine Fehlerspanne. Wenn er seine Brille trug, erweckte er den Anschein, ein behäbiger, huldvoller Geistlicher zu sein, doch sobald er sie absetzte, um sie zu putzen, war sein Blick stechend und verstört, und sein Atem roch nach Gin.

Er führte ein einsames Leben, und mit zunehmendem Alter zweifelte er immer stärker am Heiligen Geist und der Jungfrau Maria und hatte angefangen zu trinken. Als er die Gemeinde übernommen hatte, hatten die alten Jungfern seine Stolen bestickt und seine Gebetbücher koloriert, doch als er an ihren Aufmerksamkeiten kein Interesse zeigte, hatten sie den Kirchenvorstand und den Bischof gedrängt, ihn wegen seiner Trunksucht des Amtes zu entheben. Doch das war nicht der Grund für ihren Zorn. Seine Treue zum Zölibat, sein Entschluss, nicht zu heiraten, hatte sie in ihrer Weiblichkeit gekränkt, und sie brannten darauf zu sehen, wie er entehrt, abgesetzt, gegeißelt und auf dem Wilton Trace bis zur Stadtgrenze getrieben wurde. Außerdem litt Mr. Applegate seit kurzem an Halluzinationen. Wenn er den Gemeindemitgliedern das Abendmahl reichte, schien es ihm, als hörte er die Gebete und Anliegen, mit denen sie sich an Gott wandten. Ihre Lippen bewegten sich nicht, deshalb wusste er, dass es bloß Einbildung war, eine Art Wahn, aber wenn er von einem Knienden zum nächsten schritt, hörte er sie fragen: »Herr der himmlischen Heerscharen, soll ich die Legehennen verkaufen?« »Soll ich mein grünes Kleid kürzer machen?« »Soll ich die Apfelbäume fällen?« »Soll ich mir einen Eisschrank kaufen?« »Soll ich Emmett nach Harvard schicken?« »Trink dies zum Gedächtnis, dass Christi Blut für dich floss, und sei dankbar«, sagte er und hoffte, das quälende Hirngespinnst aus seinen Gedanken verscheuchen zu können. Doch er hörte sie im-

mer noch fragen: »Soll ich mir zum Frühstück ein Würstchen braten?« »Soll ich eine Lebertablette einnehmen?« »Soll ich mir einen Buick kaufen?« »Soll ich Helen das Goldarmband schenken oder warten, bis sie älter ist?« »Soll ich die Treppe streichen?« Mr. Applegate hatte das Gefühl, jedes erhabene Erlebnis sei Schwindel, und die Kette des Daseins sei eine Kette schlichter Sorgen. Hätte er sich zum Laster der Trunksucht und seinen ernsthaften Zweifeln an der ewigen Seligkeit bekannt, so würde er als Briefmarkenlecker in irgendeinem Diözesanamt enden, und dazu war er zu alt. »Allmächtiger Gott«, sagte er laut, »segne diese Deine Diener, die nun gehen, um die Geburt Deines einzigen Sohnes zu feiern, durch den und in dem in der Einheit mit dem Heiligen Geist alle Ehre und alle Herrlichkeit Dein sei, o Allmächtiger Vater, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!« Der Segen roch eindeutig nach Wacholder. Sie sangen ein Amen und eine Strophe von »Christus Natus Hodie«.

Vom Singen beansprucht und freundlich gestimmt, wirkten ihre Gesichter ungewöhnlich offen, wie eine Reihe von Fenstern, und Mr. Applegate schaute voll Freude hinein, weil sie in diesem Augenblick so andersartig aussahen. Ganz vorn stand Harriet Brown, die beim Zirkus gearbeitet und zu den lebenden Standbildern romantische Lieder gesungen hatte. Sie war mit einem Taugenichts verheiratet und musste eigenhändig für ihre Familie sorgen, indem sie selbstgebackene Kuchen und Torten verkaufte. Ihr Leben war hart gewesen, was sich in ihrem blassen Gesicht abzeichnete. Neben Harriet stand Gloria Pendleton, deren Vater die Fahrradwerkstatt betrieb. Sie waren die einzige schwarze Familie im Ort. Die Zehn-Cent-Halskette, die Gloria trug, schien von unschätzbarem Wert zu sein, denn allem, was Gloria berührte, verlieh sie Würde. Ihre Schönheit war weder primitiv noch barbarisch, es war die spezielle Schönheit ihrer Rasse und ließ Lucille Skinner, die zu ihrer Rechten stand, noch draller und blasser erscheinen. Lucille hatte

fünf Jahre lang in New York Musik studiert. Die Kosten ihrer Ausbildung schätzte man auf annähernd zehntausend Dollar. Man hatte ihr eine Opernkariere in Aussicht gestellt, und wem würde nicht schwindlig werden bei dem Gedanken an San Carlo und die Scala, an den stürmischen Beifall, der die Quintessenz des schönsten und wärmsten Lächelns der Welt zu sein scheint? Sapphire und Chinchilla! Doch bekanntlich gibt es auf diesem Feld großen Andrang, und es wird von gewissenlosen Leuten beherrscht. Deshalb war sie heimgekehrt, um sich mit Klavierstunden im Wohnzimmer ihrer Mutter ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise zu verdienen. Bei ihr – wie auch fast allen anderen, dachte Mr. Applegate – war die Liebe zur Musik eine verzehrende, ernüchternde Leidenschaft. Neben Lucille stand Mrs. Coulter, die Frau des Klempners. Sie stammte aus Wien und war vor ihrer Heirat Näherin gewesen: eine zarte, dunkelhäutige Frau mit rußschwarzen Schatten unter den Augen. Neben ihr stand der alte Mr. Sturgis, der einen Zelloidkragen und ein Brokathalstuch trug und seit seiner Aufnahme in den Schulchor vor fünfzig Jahren jede sich bietende Gelegenheit nutzte, öffentlich aufzutreten.

Hinter Mr. Sturgis standen Miles Howland und Mary Perkins, die im Frühling heiraten wollten, aber schon seit dem Sommer heimlich ein Liebespaar waren. Zum ersten Mal hatte er sie bei einem Gewitter in dem Kiefernwäldchen hinterm Parson's Pond entkleidet, und danach hatten sie fast nur noch das Wie, Wo und Wann im Kopf, bewegten sich aber in einer Welt, die von den intelligenten, vertrauensvollen Gesichtern ihrer geliebten Eltern erleuchtet war. Sie fuhren zum Picknick nach Bascom's Island, wo sie den ganzen Tag keine Kleider trugen. Herrlich, es war einfach herrlich. War das eine Sünde? Mussten sie dafür in der Hölle schmoren und Fieberqualen erdulden? Würde ihn bei einem Baseballspiel der Blitz erschlagen? Später an diesem Heiligabend würde er, in fri-

sches Weiß und Scharlachrot gekleidet, beim Heiligen Abendmahl ministrieren und, scheinbar ins Gebet vertieft, die dunkle Kirche nach ihrem Gesicht absuchen. Angesichts all der Gelübde, die er abgelegt hatte, war das schändlich. Aber wie war das möglich? Hätte sich sein Fleisch nicht seinem Geist mitgeteilt, so hätte er nie diese Kraft und Leichtigkeit in den Knochen verspürt, diese Herzensfülle, diesen unbedingten Glauben an die frohe Weihnachtsbotschaft, den Stern und die Könige. Wenn er Mary im Schneesturm von der Kirche nach Hause brächte, würden ihn ihre freundlichen Eltern vielleicht bitten, über Nacht zu bleiben, und dann käme sie vielleicht zu ihm. Im Geist hörte er die Treppe knarren und sah ihren Fuß schimmern, und in seiner Unschuld dachte er, wie wunderbar es doch eingerichtet war, dass er zugleich seinen Erlöser preisen und den Fuß seiner Liebsten vor sich sehen konnte. Neben Mary stand Charlie Anderson, der mit einer sehr wohlklingenden Tenorstimme begabt war, und dann kamen die Basset-Zwillinge.

In der dunklen, bunt zusammengewürfelten Kleidung, die die Weihnachtssänger wegen des Schneesturms angezogen hatten, sahen sie ziemlich trostlos aus, doch als sie zu singen begannen, waren sie wie verwandelt. Die Schwarze glich einem Engel, und die pummelige Lucille hob anmutig den Kopf und schien ihre in den verregneten Straßen rings um die Carnegie Hall vergeudete Jugend abzustreifen. Diese plötzliche Verwandlung der Sänger war überwältigend, und Mr. Applegate spürte, wie sich sein Glaube erneuerte, spürte, dass unendlich viele ungeahnte Möglichkeiten vor ihnen lagen, eine gewaltige Friedensfülle, eine Renaissance ohne Briganten, ein Rausch von Licht und Farben, ein Königreich! Oder lag das am Gin? Solange die Musik währte, wirkten die Sänger erlöst und geläutert, doch als der letzte Ton verklungen war, waren sie genauso plötzlich wieder die alten. Mr. Applegate dankte ihnen, und

sie begaben sich zur Haustür. Er zog den alten Mr. Sturgis beiseite und sagte taktvoll: »Ich weiß, dass Sie sich bester Gesundheit erfreuen, aber finden Sie nicht, dass der Schneesturm ein bisschen zu heftig ist, um draußen herumzulaufen? Im Radio hieß es, so einen Schneesturm hätte es seit hundert Jahren nicht mehr gegeben.«

»Ach nein, danke«, sagte Mr. Sturgis, der nahezu taub war. »Ich hab zu Hause schon Cracker mit Milch gegessen.«

Die Weihnachtssänger verließen das Pfarrhaus und gingen in Richtung Stadtpark.

Der Gesang war bis in die Futterhandlung zu hören, wo Barry Freeman gerade abschloss. Barry hatte die Andover Academy absolviert und war in den Weihnachtsferien des letzten Studienjahrs in seinem neuen Smoking auf dem Adventsball erschienen. Mit seinem Auftritt hatte er allgemeines Gelächter geerntet. Er hatte ein Mädchen nach dem anderen angesprochen, und als alle sich weigerten, mit ihm zu tanzen, versuchte er es mit Abklatschen, wurde aber unter Gelächter von der Tanzfläche vertrieben. Danach stand er fast eine halbe Stunde lang an der Wand, bis er seinen Mantel anzog und durch den Schnee nach Hause ging. Doch sein Auftritt im Smoking blieb unvergessen. So konnte es vorkommen, dass eine Frau sagte: »Zwei Jahre nachdem Barry Freeman im Frack auf dem Adventsball auftauchte, kam meine älteste Tochter zur Welt.« Es war ein Wendepunkt in seinem Leben gewesen. Vielleicht hatte er deswegen nie geheiratet und kehrte am Heiligabend stets in ein leeres Haus zurück.

Der Gesang war auch in Bryants Gemischtwarenhandlung (»unglaubliche Preisknüller«) zu hören, wo die alte Lucy Markham gerade telefonierte. »Haben Sie Prince Albert in der Dose, Miss Markham?«, fragte eine Kinderstimme.

»Ja, Schätzchen«, sagte Miss Markham.

»Hör jetzt auf, Miss Markham am Telefon zu belästigen«, schal-

tete sich Althea Sweeney aus der Telefonvermittlung ein. »So was macht man am Heiligabend nicht.«

»Es ist verboten, sich in private Telefongespräche einzumischen«, erwiderte das Kind. »Ich hab Miss Markham bloß gefragt, ob sie Prince Albert in der Dose hat.«

»Ja, Schätzchen«, sagte Miss Markham.

»Dann lassen Sie ihn raus«, sagte das Kind, und seine Stimme überschlug sich vor Lachen. Althea richtete ihre Aufmerksamkeit auf etwas Interessanteres – ein Fünfundachtzig-Cent-Ferngespräch nach New Jersey, das aus Prescott's Drugstore geführt wurde.

»Hier spricht Dolores, Mama«, sagte eine seltsame Stimme. »Ich bin's, Dolores. Ich bin in einem Ort namens St. Botolphs ... Nein, ich bin nicht betrunken, Mama. Ehrlich nicht. Ich wollte dir bloß frohe Weihnachten wünschen, Mama ... Ein frohes Fest. Und Onkel Pete und Tante Mildred auch. Euch allen frohe Weihnachten ...« Sie weinte.

»... Am Stephanstag«, sangen die Weihnachtssänger, »als die Erde schneebedeckt ...« Aber die Stimme von Dolores, die von Tankstellen und Motels, von Autobahnen und durchgehend geöffneten Supermärkten sprach, hatte mehr mit der künftigen Welt zu tun als der Gesang im Stadtpark.

Die Sänger bogen in die Boat Street und zogen zum Haus der Williams. Sie wussten, dass sie dort keine Gastfreundschaft zu erwarten hatten – nicht weil Mr. Williams ein Geizhals gewesen wäre, sondern weil er glaubte, jegliche Gastfreundschaft könnte auf die Bank, deren Direktor er war, ein falsches Licht werfen. Als Konservativer hatte er in seinem Arbeitszimmer ein Porträtfoto von Woodrow Wilson hängen, das mit einem alten Toilettensitz aus Mahagoni gerahmt war. Seine Tochter, aus Miss Winsors Schule, und sein Sohn, vom St. Mark's College heimgekehrt, standen mit ihren Eltern in der Tür und riefen: »Frohe Weihnachten! Frohe

Weihnachten!« Neben den Williams wohnten die Brattles, und dort wurden die Sänger zu einer Tasse Kakao eingeladen. Jack Brattle hatte die Tochter der Davenports aus Travertine geheiratet. Die Ehe war nicht glücklich gewesen, und als Jack irgendwo gehört hatte, Petersilie sei ein Aphrodisiakum, hatte er im Garten acht bis zehn Reihen gepflanzt. Die Petersilie wuchs und gedieh, bis sich Kaninchen darüber hermachten, und als Jack eines Nachts mit einer Schrotflinte in den Garten ging, schoss er einem portugiesischen Fischer namens Manuel Fada, der schon seit Jahren der Liebhaber seiner Frau war, ein irreparables Loch in den Bauch. Jack musste sich wegen fahrlässiger Tötung vorm Bezirksgericht verantworten und wurde freigesprochen, doch seine Frau brannte mit einem Tuchhändler durch, und seither wohnte Jack mit seiner Mutter zusammen.

Neben den Brattles wohnten die Dummers, wo man die Sänger mit Lowenzahnwein und Weihnachtsplätzchen empfing. Mr. Dummer war von zarter Statur, machte manchmal gern Handarbeiten und hatte acht Kinder gezeugt. Seine zahlreichen Sprösslinge standen hinter ihm im Wohnzimmer aufgereiht wie ein unwiderlegbarer Beweis seiner Manneskraft. Mrs. Dummer schien wieder schwanger zu sein, doch das konnte man nicht richtig erkennen. In der Diele hing ein Foto von ihr, auf dem sie als hübsche junge Frau neben einem gusseisernen Hirsch posierte. Mr. Dummer hatte »Zwei Prachtexemplare« unter das Bild geschrieben, und die Sänger machten sich gegenseitig darauf aufmerksam, bevor sie in den Schneesturm hinaustraten.

Neben den Dummers wohnten die Breaignes, die sich vor zehn Jahren auf einer Europareise eine Krippe gekauft hatten, die von allen bewundert wurde. Ihre einzige Tochter Hazel war mit Mann und Kindern zu Besuch gekommen. Als Mr. Applegate bei Hazels Trauung gefragt hatte, wer das Mädchen dem Bräutigam zuführe,

hatte sich Mrs. Bretaigne von ihrem Platz erhoben und gesagt: »Ich. Sie gehört mir, nicht meinem Mann. Ich hab mich um sie gekümmert, wenn sie krank war. Ich habe ihre Kleider genäht. Ich habe ihr bei den Schulaufgaben geholfen. Er hat nicht das Geringste für sie getan. Sie gehört mir, und mir steht es zu, sie dem Bräutigam zu übergeben.« Dieses unkonventionelle Verhalten hatte Hazels Eheglück offenbar nicht beeinträchtigt. Ihr Mann machte einen wohlhabenden Eindruck, und ihre Kinder waren hübsch und gut erzogen.

Am Ende der Straße befand sich das Haus der alten Honora Wapshot, wo die Säger – das wussten sie – heißen Rum mit Butter bekommen würden. Im Schneesturm sah das Haus, dessen Kamine alle brannten und dessen Schornsteine alle rauchten, wie ein schönes Kunstwerk aus, ein Heim, wie es ein Grußkartenzeichner oder ein verzweifelt einsamer Matrose, der in einem möblierten Zimmer seinen Kater ausschwitzt, am Heiligabend, Backstein für Backstein, Zimmer für Zimmer, gemalt haben könnte. Maggie, das Hausmädchen, ließ sie herein und reichte die Gläser herum. Honora stand auf der anderen Seite des Wohnzimmers, eine alte Dame in schwarzem Kleid, das dick mit Mehl oder Körperpuder besprenkelt war. Mr. Sturgis ergriff das Wort. »Sagen Sie uns das Gedicht auf, Honora«, bat er.

Sie trat rückwärts ans Klavier, strich ihr Kleid glatt und begann:

Von Himmelshörnern angekündigt, kommt
Der Schnee, treibt über alles Feld und scheint
Zu landen nirgendwo; geweißte Luft
Verbirgt die Hügel, Wälder, Fluss und Himmel,
Verhüllt das Farmhaus dort am Gartenend ...

Fehlerlos rezitierte Honora das ganze Gedicht, und dann sangen sie »Lobt Gott, ihr Christen alle gleich«. Das war Mrs. Coulters Lieblingslied, und es rührte Honora zu Tränen. Die Ereignisse in Bethlehem schienen für sie keine Offenbarung zu sein, sondern eher eine Bestätigung dessen, was sie im Innersten schon immer als den Reichtum des Lebens erkannt hatte. Für dieses Haus, diese Menschen, diese stürmische Nacht hatte Christus gelebt und war er gestorben. Wie wunderbar, dachte sie, dass die Welt mit einem Erlöser gesegnet ist! Wie wunderbar, dass ich solche Freude empfinden kann! Als das Lied zu Ende war, trocknete sie sich die Tränen und sagte zu Gloria Pendleton: »Ist das nicht wunderbar?« Maggie füllte die Gläser nach. Alle protestierten, doch alle tranken, und als sie wieder in den Schnee hinaustraten, spürten sie wie Mr. Jowett, dass ringsum überall Glück herrschte.

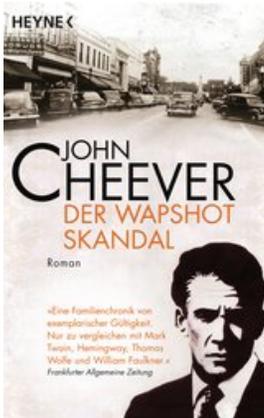
Doch zumindest eine einsame Gestalt war unterwegs. Das war der alte Mr. Spofford, der verstohlen und flink wie ein Dieb den Weg zum Fluss hinuntereilte. Er trug einen geheimnisvollen Sack. Mr. Spofford wohnte allein am Stadtrand und verdiente seinen Lebensunterhalt mit der Reparatur von Uhren. Seine Familie war einmal reich gewesen, und er hatte viele Reisen unternommen und war aufs College gegangen. Was mochte er am Heiligabend in diesem Jahrhundertsschneesturm zum Fluss hinunterschleppen? Es musste sich um ein Geheimnis handeln, etwas, das er vernichten wollte, aber was für Dokumente konnte ein einsamer alter Mann schon besitzen, und warum wollte er ausgerechnet in dieser Nacht sein Geheimnis im Fluss versenken?

Der Sack, den er trug, war ein Kissenbezug, und darin steckten neun lebende Kätzchen. Sie waren eine zappelige Last, maunzten laut nach Milch, und ihre unerwünschte Lebhaftigkeit machte ihm Sorgen. Er hatte versucht, sie an den Metzger, den Fischhändler, den Müllmann und den Apotheker zu verschenken, aber wer will

am Heiligabend schon eine heimatlose Katze bei sich aufnehmen? Und um neun Stück konnte er sich nicht kümmern. Es war nicht seine Schuld, dass seine alte Katze geworfen hatte, eigentlich trug daran niemand die Schuld, doch je näher er dem Fluss kam, desto größer wurden seine Gewissensbisse. Es schmerzte ihn, die Vitalität, das Leben der Kätzchen zerstören zu müssen. Obwohl Tiere den Tod angeblich nicht fürchten, strampelten die Kätzchen heftig und ängstlich im Kissenbezug. Und Mr. Spofford fror.

Er war ein alter Mann und konnte den Schnee nicht ausstehen. Auf dem Weg zum Fluss spürte er in dem Schneesturm die Vergänglichkeit des Planeten. Es würde nie wieder Frühling werden. Das Tal des West River würde nie mehr ein Becken voller Gras und Veilchen sein. Der Flieder würde nie wieder blühen. Er sah den Schnee über die Felder wehen, und im Innersten wusste er, dass die Zivilisation zugrunde ging – Paris unter Schneemassen begraben, der Canal Grande und die Themse zugefroren, London verlassen, und in den Höhlen der Innsbrucker Berge kauern ein paar Überlebende an einem Feuer, in dem Stuhl- und Tischbeine brennen. Dieser unbarmherzige, dieser qualvolle, dieser russische Winter, dachte er, dieser Tod aller Hoffnung. Freude, Mut, alle positiven Gefühle hatte die Kälte in ihm erstickt. Er versuchte, die Zukunft heraufzubeschwören, sich sanftes Tauwetter vorzustellen, einen milden Südwestwind – blau fließendes Wasser im Fluss, blühende Tulpen und Hyazinthen, die prallen, am Himmelsbaum hängenden Sterne einer Frühlingsnacht –, dennoch spürte er in den Knochen, im schmerzhaften Schlag seines Herzens bloß die Kälte des Gletschers, die Eiszeit.

Der Fluss war zugefroren, doch an der Uferböschung gab es im Kehrwasser ein paar eisfreie Stellen. Am einfachsten wäre es gewesen, einen Stein in den Kissenbezug zu stecken, doch damit hätte er die Kätzchen, die er ermorden wollte, verletzen können. Er knotete



John Cheever

Der Wapshot-Skandal

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40579-0

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2009

Die Geschichte der Wapshots geht weiter

Elke Heidenreich war begeistert vom ersten Roman um die Familie Wapshot. Nun wird es ungemütlicher im idyllischen St. Botolphs. Die Wapshots verschlägt es hinaus aus dem vertrauten neuenglischen Städtchen in die Welt der Raketenbasen, Autobahnen, Supermärkte, Satellitenstädte und Steuerfahnder – eine Welt, auf die sie nicht vorbereitet sind. Konfrontiert mit den Tücken der Gegenwart lauert für die Wapshots überall nur das Scheitern, so tragisch wie komisch.

Einer der großen Klassiker des 20. Jahrhunderts.

 [Der Titel im Katalog](#)